

Innenhof.

Herrenmoral und Sklavenmoral.

So soll es nicht sein unter Euch.

Matth. 20, 20.

„Die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter Euch“. In den Kreis der Jünger soll nicht der Geist der Welt dringen, der nach Ansehen und Herrschaft trachtet. Einer ist ihr Meister, Christus, sie aber sind Brüder. Einer ist der Herr des Weinbergs, sie aber sind nur Arbeiter. Wohl kann Gott den einen höher stellen als den andern, wie Jesus selbst zugiebt, daß einer ihm zur Rechten sitzen könne; doch nur „denen es bereitet ist von meinem Vater“. Und der Vater hat in der Tat die einen zu Aposteln gesetzt, andere nur zu Hirten und Lehrern. Wiederum ein anderes Wort gilt den Hirten, ein anderes den Gliedern der Gemeinden. Zu jenen ist gesagt: Weidet die Herde Christi. Zu diesen: Gehorchet euren Lehrern. Davon redet Christus daher nicht, daß nicht am Leibe seiner Gemeinde der eine das Auge sein werde, der andere nur der Fuß. Sondern allein davon, daß jemand gewaltig sein will, daß er herrschen will. „So soll es nicht sein unter Euch“. Wo Gott will Gnade und Ehre geben, da kann es niemand hindern. Und wo er es nicht geben will, da kann es keiner erjagen. Es bleibt immer nur einer, der die Ehre vergiebt, das ist Gott und einer, dem sie alle dienen müssen, das ist Christus.

Welche aber Christus dienen, die sollen auch sich untereinander dienen. Ja gerade „Wer unter euch gewaltig sein will, der sei euer Diener“. Sie kommen aus dem Dienen nicht heraus. Jesus stürzt den Götzen der Freiheit völlig von seinem Stuhl und will aus allen Diener und Knechte machen. Er weiß, wie sauer das Dienen werden kann. Denn auch die Seinen bleiben Menschen, und ungerechtes Wesen wird auch bei Ihnen sich einstellen. Aber er entbindet deshalb niemand vom Dienen; er erlaubt keinem, an dem Joch zu rütteln. Das war ja sein eigenes Vorbild, daß er gekommen war, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene“. Und es war ein harter Dienst; denn die, denen sein Dienen galt, haben ihn bedrückt, verfolgt, verraten und verleugnet. Aber er blieb treu und standhaft, denn der Vater hatte ihn in solchen Dienst gestellt. „Der Jünger ist nicht über seinem Meister. Wenn der Jünger ist wie sein Meister, dann ist er vollkommen“. Je treuer ein Mensch im Dienen gegen andre ist, desto näher ist er an der Vollkommenheit. Die Welt nennt das Sklavenmoral, die Schrift nennt es Nachfolge Jesu.

Jesus will mit seinem Gebot die Seinen nicht beschweren. Das ist vielmehr Beschwerde, wo es nach der Weise der Welt geht; wo sie nicht mehr dienen wollen, sondern herrschen, sich nichts mehr sagen lassen, sondern selbst sagen und befehlen. Wo das emporkommt, wird Zank und Streit geboren, und viel Trübsal denen, die diese Wege einschlagen. Mit Recht hat einer davon ge'ungen: „In der Welt ist Angst und Streit“. Aber Friede und Gnade wohnt bei denen, die Jesu Wort halten, das Wort vom Dienen. Von der ersten Gemeinde, die in solchem Dienen lebte, steht geschrieben: „Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk“. Und die Apostel fanden das Dienen nachher so köstlich, daß sie als Ehrentitel sich zulegten, „Knechte“ Gottes zu sein und „Diener“ der Gemeinden. Im Dienen lag allezeit der Gemeinde Macht und Frieden.

(aus: „Evangelium für jeden Tag“ von W. Raible.)

Der General *Fabarius*

so lautet die Ueberschrift eines kleinen Artikels in „Die Alte Armee“, der Beilage des Deutschen Offiziersblattes.

Da weht uns ein Hauch des „alten Geistes“ der Treue und Disziplin bis zum Tode für das Vaterland entgegen, jenes Geistes, den wir nicht genug unserer Jugend einimpfen können, die so manches der „alten Zeit“ hat stürzen sehen und nun jugendlich stürmisch und stürmend zu oft noch vergißt, daß da auch so manches Gute begraben. Die Erinnerung an den „General“ mag nun in ihrer Schlichtheit zu den „Alten“ und „Jungen“ drinnen und draußen sprechen:

Das ganze Korps kannte den kleinen, schwächtigen Artilleriegeneral mit dem verwitterten Gesicht, den buschigen Augenbrauen und dem spärlichen grauen Haar überall, wo es hart auf hart herging, war er zu finden. Die Kanoniere sagten, wenn schon stundenlang schweres Streufener auf den Batterien lag: „Heute ist nichts los, der General war nicht da.“ Die Infanterie schrie Hurra, wenn er auf seinem Vollblüter, im alten Kommandomantel, die verschossene Generalsmütze auf dem Kopf, an ihr vorbeitrabte. Und ich durfte als sein Adjutant ins Feld ziehen.

Bei Mülhausen empfingen wir die Feuertaufe. „Natürlich“ ritten wir bei der Infanterie Spitze, als rechts und links im Chausseegraben plötzlich das Wasser ausspritzte. Es dauerte einen Augenblick, bis wir erfaßten, daß es Geschoszeinschläge waren. Dann

aber gab der General klar und deutlich aus dem Sattel seine Befehle. Ich jagte zurück, und in langem Galopp, Batteriechefs weit voraus, ging die Abteilung der Vorhut offen in Stellung und jagte ihre Granaten in die Vorstädte von Mühlhausen. Aufrecht stand der General inmitten der feuernden Geschütze. Am Abend saßen wir in einer kleinen Vorstadtneipe, als in den Straßen sich ein rasendes Schießen erhob. Hatten die auf Belfort abgezogenen Franzosen fecht gemacht und überfielen uns von den Höhen von Brubach, oder war es eine jener Paniken, die so häufig im Anfang des Krieges? Ich sprang auf: „Herr General, ich gehe zum Divisionsstab.“ „Durch dies Feuer nicht allein, ich komme mit.“ Und von Hausecke zu Hausecke springend, pirschten wir uns zum Stabsquartier am Markt heran.

Als nach der Marnechlacht wir aus dem Stellungskampf in Lothringen herausgezogen wurden und das Wettlaufen nach der Küste begann, da war der General als Vorhutführer wieder in seinem Element. Für seine Person kannte er keine Schonung und keine Ansprüche. Für ein Stück Brot, einen Schluck Rotzpon war er rührend dankbar. Als eines Abends die Infanterie ihr Marschziel nicht erreicht hatte und daher das ihm von der Division zugewiesene Quartier — ein kleines Schloßchen — etwa 1000 m vor der Sicherungslinie lag, fuhr er ruhig dorthin. Gewaltsam mußten wir uns Einlaß verschaffen, keine Seele zeigte sich, nur auf dem Herde dampfte noch warmes Essen. Wir wurden ängstlich. „Wollen wir nicht wenigstens die Keller durchsuchen?“ „Meinetwegen.“ Außer ein paar Flaschen Selt fanden wir nichts. Auf unsere Vorstellungen befahl er: „Fahren sie im Auto zur nächsten Feldwache und holen sie zehn Mann“, und zu dem nebenstehenden Artillerieführer: „Kommen Sie, Herr Oberstleutnant, wir nehmen uns eine Flasche Moët mit, zünden uns eine Zigarre an und setzen uns auf eine versteckte Bank im Park, bis der Adjutant zurückkommt. Da vermutet uns alte Knaben niemand.“

Auch in Flandern erstarrte die Front. Böse Tage erlebte die Division bei Souchez und auf der Lorettohöhe, böß für die Infanterie in den Schlammgräben, böß für die Artillerie, die aus Munitionsmangel sich nicht wehren und der Schwesterwaffe nicht helfen konnte. Wenn das gute Verhältnis zwischen beiden Waffen innerhalb der Division im Gegensatz zu vielen anderen Stellen nicht getrübt wurde, vielmehr ständig größer wurde, so war es lediglich Verdienst des Generals. Den ganzen Tag kroch er in den Gräben umher, jeden Unterstand besuchte er, überall wirkte er aufklärend, tröstend, suchte zu helfen, wo es möglich war. Als die braven badischen Grenadiere in der vorgeschobenen Stellung von Vermeilles besonders hart litten, wollte er durchaus die Verhältnisse an Ort und Stelle kennenlernen. Wir machten ihm klar, daß dies zu Pferde nicht möglich sei, zu Fuß einen ganzen Tag in Anspruch nehme, da Hin- und Rückweg in der Dunkelheit angetreten

werden mußte. Er erklärte mir: „Gut, dann nehme ich ein Rad. Auf einen einzelnen Radfahrer werden sie nicht schießen.“ Und es gelang. Bisweilen glückten derartige Husarenstrieche aber nicht, und dann wurde er stundenlang durch das feindliche Sperrfeuer in irgendeinem Unterstand festgehalten, und hinten beim Stabe, wo wichtige Entscheidungen zu treffen waren, herrschte eine gelinde Aufregung. Kam er zurück, fand er alles gut: „Kinder ihr wißt schon, wie ich es haben will.“

Weihnachten nahte, vom Förderturm der Zeche von Loos beobachtete ich die letzten Zuckungen der Dezemberoffensive Joffres. Mit einem Male sehe ich den General in ein kleines Wäldchen reiten, das feindwärts im schönsten Schrapnellfeuer lag. „Was will der da blos“, denke ich. Nach einer halben Stunde kommt er wieder. Der Bursche hat einen prachtvollen Tannenbaum quer über den Sattel. Als wir am anderen Morgen unseren gemeinsamen Gehraum betraten, stand der Baum schon geschmückt da. Der General war eine Stunde früher aufgestanden, damit ja keiner ihm in seine Rechte als Hausvater pfuschte. Am Abend standen Offiziere und Mannschaften des Stabes mit den französischen Dienstboten und mit Kindern der Nachbarschaft unter dem brennenden Baum, sangen die Weihnachtslieder und freuten sich an den Gaben, die der heilige Christ Freund und Feind gebracht hatte. Nach der Bescherung Musik im Salon von Madame. Der General und sein Sohn, der aus der Front für den Abend beurlaubt war, spielten Klavier und Geige. Die Lichter brannten langsam herunter, die kleine neunjährige André spielte um uns herum, und wir träumten von der Heimat.

In der Nacht wurde der General telegraphisch als Divisionskommandeur nach dem Osten berufen. Ehe er wegfuhr, ritt er in der Abenddämmerung allein und mit gefüllten Päcktaschen fort. Unsere Begleitung lehnte er ab. Der Bursche erzählte später, er habe einer französischen Familie, die mit fünf Kindern im Feuerbereich hauste, Weihnachtsgaben gebracht.

Bald darauf kam auch ich als Batterieführer in den Osten.

Lange genug hörte ich nichts vom guten General. Da lief eines Tages die Schreckenskunde durch die ganze Ostfront, daß er nachts in dem Quartier eines ihm unterstellten Stabes überfallen und gefangen weggeschleppt sei.

Wochen vergingen, da traf über Schweden die Nachricht von seinem Tode ein. Heute, 8 Jahre später, liegen vor mir die russischen Berichte über jene Unglücksnacht. Sie enthalten viel Schauriges über das Ende von fast 100 deutschen Offizieren und Mannschaften. Sprechen aber auch in tiefer Ehrfurcht von dem schlichten Soldatentum des Generals. Die Postierungen der von ihm befehligten Division standen weitmaschig im Sumpfgelände südlich Pinst. Man hielt die noch nicht völlig zugefrorenen Sümpfe für unpassierbar. Trotzdem glückte es einem alten Bauern aus Nevell, ein russisches Jagdkommando von etwa 400 Mann auf

Schleichwegen in den Ort zu führen. Die wenigen Posten wurden niedergestochen, Handgranaten flogen in jede Hütte, der Gutshof wurde umstellt, die dort untergebrachten Offiziere niedergemacht. Durch einen Zufall übernachtete der General, der sich bei einer Besichtigung verspätet hatte und in der Dunkelheit auf dem schlechten Wege nicht in sein Stabsquartier zurückfahren wollte, bei diesem Stabe. Als die Russen in sein Zimmer eindrangen, erkannten sie an den dort hängenden roten Hosen, welchen guten Fang sie gemacht hatten. Sie schleppten ihn als einzigen Gefangenen in Unterjacke, ohne Rock- und Kopfbedeckung, mit sich. Ueber seine weiteren Schicksale lasse ich den Bericht selber sprechen:

„Der General war zu keiner Aussage zu bewegen. Er antwortete auf alle Fragen: „Weshalb fragen Sie mich? Sie wissen ja, ich bin preussischer General und gebe keine Antworten!“ In Mutwiza stellten wir ihm ein schönes Zimmer zur Verfügung, er speiste mit uns an einem Tisch. Doch schwieg er den ersten Abend. Es schien, als leide er an heftigen inneren Kämpfen, als wäre er der Verzweiflung nahe. An den Wänden unserer Messe hingen allerhand Waffen von uns, Revolver, Säbel usw. Da stand plötzlich der alte Herr auf, und indem er für einen goldgeschnittenen Säbel Interesse bekundete, griff er nach einem dort hängenden Revolver. Doch wir bemerkten zeitig genug seine Absicht. Die Waffen wurden von den Wänden entfernt. Der arme alte Herr, er tat uns leid. Wir suchten am nächsten Tag auf alle mögliche Weise, sein Schicksal zu erleichtern, indem wir uns mit ihm über Sachen unterhielten, die mit dem Kriege, insbesondere mit dem Angriff, nichts gemein hatten. Er beruhigte sich etwas, fing an zu sprechen und wurde sogar lebhaft, als mein Eskadronchef ihm versprach, seine Angehörigen in Deutschland über ein neutrales Land von seinem Schicksal zu benachrichtigen. Erst daraufhin nannte er seinen Namen, aber nicht Rang und Posten. Dies geschah erst am Abend durch einen Zufall. Drei gefangene deutsche Soldaten antworteten auf die Frage, wer ihr Divisionskommandeur sei: „Generalleutnant —“ Da wußten wir es. Er sprach nur noch einmal und bat um seinen Trauring und ein Bildchen von seinem Sohn, die ihm ein Soldat weggenommen hatte. Es gelang auch den Soldaten (einen Kosaken) ausfindig zu machen und ihm die Sachen zurückzuverschaffen.

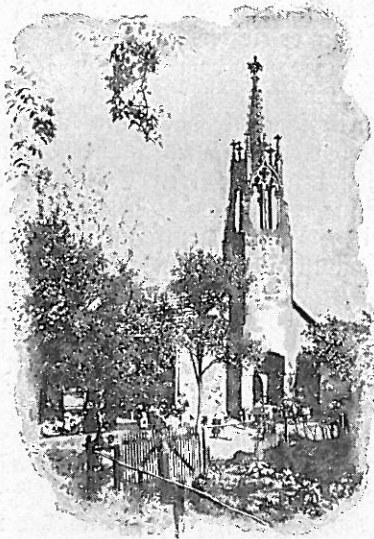
Am nächsten Tage erschien ein jüngerer Offizier aus dem Korpskommando, der den General ins Armee-Oberkommando geleiten sollte. Ohne Kopfbedeckung setzte sich der General in den Schlitten. Als wir ihm eine Feldmütze anboten, warf er sie von sich. Er zog es vor, seinen Kopf dem Frost auszusetzen, anstatt eine russische Kopfbedeckung zu tragen. Da fanden wir zum Glück einen alten verbeulten preussischen Soldatenhelm. Freudig setzte er ihn auf und fuhr mit seinem Begleiter davon.

Unterwegs übernachtete er bei einem Stappenkommandanten. Als am anderen Morgen ein Soldat, der ihm beim Waschen half,

ihn einen Moment allein im Zimmer ließ, ergriff der General einen dort an der Wand hängenden Revolver und erschöß sich. Er war sofort tot.“

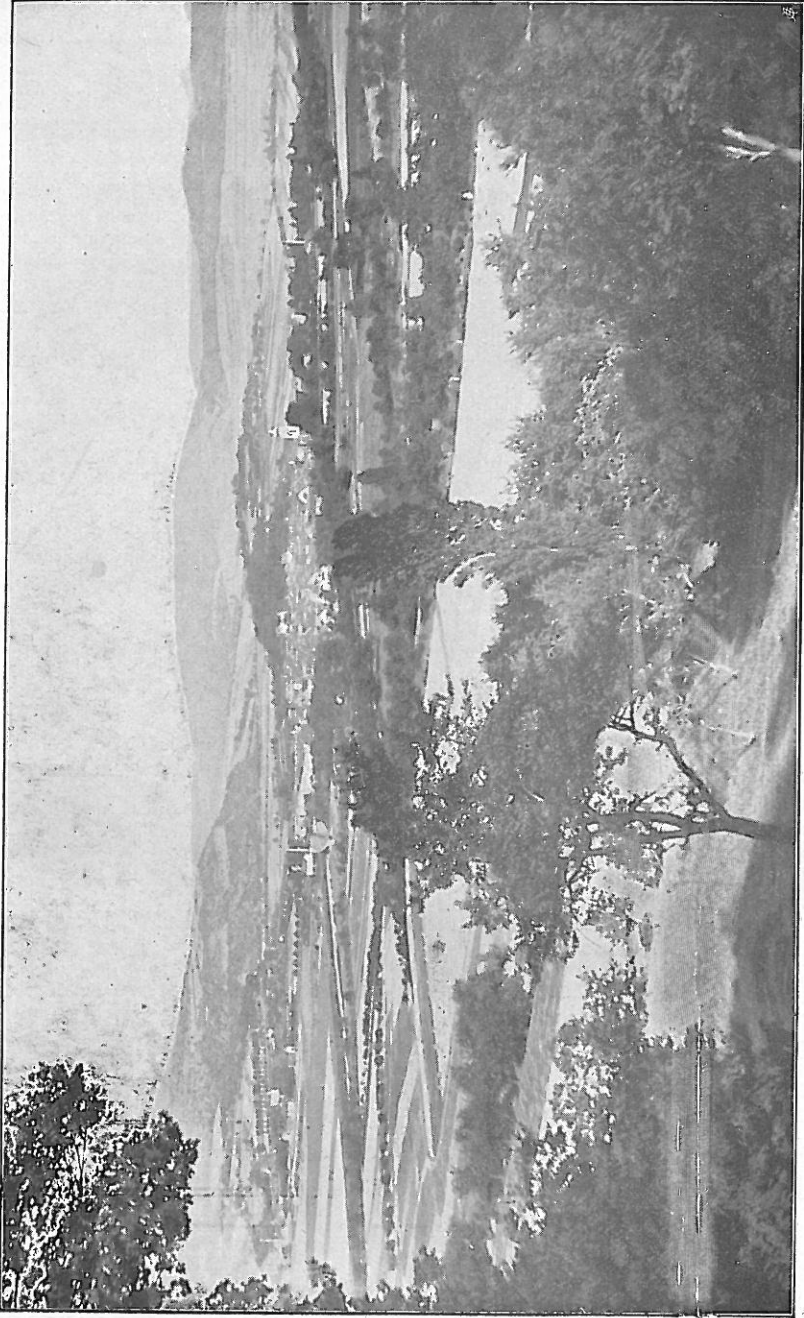
Der General wurde von den Russen mit vollen militärischen Ehren begraben. Der Befehl des Ortskommandanten von Stolin für die Beerdigung liegt vor mir. Alle Offiziere des Standortes, ein halbe Kompagnie Infanterie, ein Zug Kavallerie und Artillerie, eine Regimentskapelle hatten daran teilzunehmen. Geistliche schritten dem Zuge voran, Offiziere trugen den Sarg. So ehrte auch der Feind im Tode einen aufrechten Soldaten.

Wir aber, die wir unter ihm fochten, werden ihn nicht vergessen. Unsere Pflicht ist es, zu sorgen, daß sein Geist fortlebt in unserer Jugend, in unserer jungen Reichswehr: der Geist schlichter selbstloser Pflichterfüllung, der Geist furchtloser Treue bis in den Tod!



242 b

St. Mi haelskapelle.



Witzshausen vom Ellerberg aus gesehen.

Bücherschau.

Die Deutsche Schule in der Welt von Friz Heinz Neimesch. Band 1. Die deutsche Schule im europäischen Auslande. Mit einem Geleitwort versehen von Staatssekretär a. D. von Linke. Verlag Bernard & Graefe Berlin N. 4. 7 Bogen Großoktav. Mit 5 Karten.

Bis vor wenigen Jahren hat sich das Mutterland kaum um die Belange der 30 Millionen Deutscher außerhalb des Reiches gekümmert. Manche Kreise wußten wohl darum, daß auch jenseits der Grenze deutschstämmige Menschen leben, die mit heißen Herzen an ihrem Deutschtum hängen und sich mit Zähigkeit gegen den Ansturm entnationalisierender Gewalten verteidigen. Genaue Kunde über diesen Volkstumskampf hatte aber das deutsche Mutterland nicht, da außer einigen Vereinen keine Stelle vorhanden war, die von amtswegen mit Beobachtungen der Verhältnisse des Auslandsdeutschtums betraut gewesen wäre. Umso erfreulicher ist es, daß die Kriegs- und Nachkriegszeit eine rege schriftstellerische Aufklärungsarbeit gezeitigt hat. Bisher haben wir zum größten Teil nur mehr oder weniger ausführliche Zeitdarstellungen des so großen Wissensgebietes erhalten. Als erster geht der Verfasser des vorliegenden Werkes daran, eine umfassende Arbeit über das gesamte Grenz und Auslandsdeutschtum zu liefern, freilich aber auch nur über ein Teilgebiet seiner Lebensäußerung, die aber die Wichtigste ist — die deutsche Schule. In klarer, übersichtlicher Gliederung führt uns der bekannte auslandsdeutsche Schriftsteller F. H. Neimesch in seinem ersten Bande in das Wachsen und Kämpfen der europäischen Auslandsdeutschen um ihre Schule ein. Mit wieviel Gemeinheit, Hinterhältigkeit und Brutalität Magyaren, Rumänen, Russen, Serben usw. gegen die Pflanzstätten deutschen Geistes vorgehen, ist hier leidenschaftlos — auch durch Zahlenmaterial geschildert. Das Leitmotiv des Buches „kein deutsches Kind ohne deutsche Schule“, bisher im Baltikum und in Siebenbürgen so gut wie erreicht, klingt immer und immer wieder durch all die schweren Kämpfe unserer Brüder im Auslande. Es ist großartig und für das Deutsche Reich beschämend, wie diese Menschen, die durch ihr Bekenntnis zum Deutschtum nur Schikanen und Bedrückungen ausgekostet sind, für ihr Volkstum seelisch, politisch und materiell einstehen.

Das Buch ist ein überaus wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Schule und Kultur. Es sollte kein Lehrerkollegium geben, das dieses Buch für seine Bücherei nicht anschafft; es gehört aber auch in die Hand jedes guten Deutschen.

Der Band 2, der in kurzer Zeit folgen wird, behandelt die Schule der Grenzdeutschen, während der Dritte das außereuropäische deutsche Schulwesen zum Gegenstand haben wird. Es wäre zu wünschen, daß diesem bedeutsamen Werke bald ähnlich interessant und flüssig geschriebene Bücher über andere auslandsdeutsche Wissensgebiete folgten. Wo bleibt die große deutsche Wissenschaft?

Die Fragen des besetzten Westens. Ein Literaturnachweis zusammengestellt von Professor Dr. P. Kühmann. Verlag Bernard & Graefe, Berlin N. 4. Preis Mf. 0,65.

Der erste Literaturnachweis über die für Deutschland wichtigste Grenzfrage. Prof. Dr. P. Kühmann, einer der besten Kenner des Westproblems, hat so gut wie alle die Erscheinungen deutscher und fremder Gelehrter, Politiker und Schriftsteller gesammelt und kritisch gewertet, die in der Nachkriegszeit erschienen sind und die Fragen des Rheinlandes behandeln. Ein solcher Literaturnachweis ist heute nötiger denn je, denn in den kommenden Jahren gilt es vor aller Welt zu zeigen, daß die Rheinländer nicht so wie einst Maurice Barrès immer behauptete, feltogallischen Ursprunges sind, sondern Kerndeutsche. Wir müssen diesen an sich törichten Beweis leider durch das Wort führen. Diese einzige Waffe, die wir haben, zu schärfen, ist Aufgabe auch dieser Broschüre.